

35]

## Jus und Recht.

Roman von Fred B. Gardt.

In der offenen Türe stand ein Wärter und neben ihm ein Mann in grauem Drillschmuck, der aus einem Blecheimer mit einer Schöpfkelle etwas in eine Blechschüssel goß, die der Wärter ihm abnahm.

„Wollen Sie die Mehlsuppe haben?“

Dr. Werner sah den Mann verständnislos an — was wollte der Mensch?

„Na, da nicht!“ und der Wärter schlug dröhnend die Türe zu.

Mehlsuppe — Mehlsuppe — dachte Dr. Werner. Er schüttelte den Kopf. Es war ihm, als ob sein Schädel in etwas Schweres eingekwängt sei. Er wollte aufwachen und griff mit den Armen in die Luft, wie um sich an etwas festzuhalten. Doch die Erschöpfung drückte ihn in einen schweren stumpfen Schlaf zurück, daß er eine Stunde später durch das Öffnen der Türe nicht aufgeweckt wurde, bis der Oberaufseher an seinem Bett stand und ein Wärter ein Brett auf den Stuhl stellte, das klirrte.

„Guten Morgen, Herr Rechtsanwalt, Sie haben wenigstens geschlafen. Das war das Beste, was sie tun konnten.“

„Ich habe ganz bleiern geschlafen.“

„Trinken Sie mal erst den Kaffee, dann wird es schon besser werden. Der Direktor hat die Selbstbeförderung erlaubt, aber vergessen Sie bitte nicht, noch schriftlich darum einzukommen. Sift wegen der Ordnung, sonst bleibt's an mir hängen, denn ich habe dem Direktor gesagt, Sie hätten den Zettel schon ausgefüllt.“

„Ich danke Ihnen.“

„Wollen Sie den Barbier haben? Der kommt jeden Tag nach elf Uhr.“

„Rein, danke, ich rasiere mich selbst.“

Der Oberaufseher schüttelte den Kopf. — „Das geht nicht, Herr Rechtsanwalt. Das ist gegen die Hausordnung. Die Messer mußte ich aus ihrem Besteck wegnehmen. Das ist nun mal so.“

„Weqnehen? — Hausordnung? — Er verstand. Er war Gefangener!“

„Dann möchte ich den Barbier jeden Tag haben.“

„Noch etwas, Herr Rechtsanwalt?“

„Rein, danke. Es muß auch so gehen.“

„Recht so, Herr Rechtsanwalt. Nur nicht unterkriegen lassen. Ihr Essen bekommen Sie um zwölf. Was getan werden kann, wird getan.“ Der Oberaufseher grüßte und ging. An der Türe blieb er stehen und rief einen Menschen an, der auf dem Korridor stand und einen Besen und einen Wäscheimer trug. — „Sie! hier — stellen Sie zwei Krüge Wasser hin.“

Der Mann folgte dem Befehl ohne ein Wort zu sagen und stellte einen großen Krug und einen kleinen braunen, mit Wasser gefüllt auf den Boden, ohne nach Dr. Werner zu sehen.

„Kehren Sie die Zelle gleich aus!“

Der Mann machte sich an die Arbeit. Aber Dr. Werner konnte die Gegenwart dieses Menschen nicht ertragen. Er schämte sich.

„Vielleicht lassen Sie das heute noch?“

Der Oberaufseher verstand ihn. Er ging und winkte dem Mann ihm zu folgen.

Dr. Werner trank schnell zwei Tassen von dem heißen Kaffee, der in einer kleinen blauen Blechkanne auf dem Brett stand, deren Deckel mit einem Bindfaden an dem Henkel festgebunden war. Daneben lag eine gestrichene Semmel und drei Stückchen brödeliger Zuder. Der Kaffee war bitter, aber er erwärmte ihn und nahm den widrigen Geschmack aus dem Munde. Er biß gierig in das Brötchen. Die Butter war ranzig und schmeckte nach Fett, doch er hatte fast vierundzwanzig Stunden nichts gegessen.

Er empfand ein heftiges Bedürfnis, sich zu säubern. Es ekelte ihn vor sich selbst; sein ganzer Körper war klebrig und er fröstelte. Er stand auf und bemerkte erst jetzt, daß er im

Laubem geschlafen hatte. Die Manschetten waren zerknittert und schmutzig. Ein widerlicher Schweißgeruch haftete an ihm. Er riß sich das Hemd und die feuchte Unterjacke vom Leibe und suchte nach seinen Wäscheachen. Die sorgliche Frau Dieze hatte nichts vergessen und auch sein Tub und Frottiertücher in eine zweite Tasche gepackt. Umständlich breitete er die Gummivanne auf dem Boden aus und goß das kalte Wasser ein. Er wusch sich und trocknete sich mit den rauhen Tüchern ab, daß das Blut nach der Haut drängte und sich sein ganzer Körper rötete. Dann wusch er sich noch den Kopf mit Eau de Chinin, das das Gefühl des Dumpfen ihm nahm und suchte frische Wäsche aus dem Schlassack. Diese peinliche Sauberkeit war ihm von jeher Bedürfnis gewesen, hier aber im Gefängnis empfand er dabei noch einen heilvollen Gegensatz zu der jammervollen Beschränkung. Daß er wenigstens dies tun konnte, dünkte ihm wie etwas unermeßlich Wertvolles.

Mit einem seltsamen Sprung aus ganz fernen Erinnerungen dachte er an Oskar Wilde und an das grauenhafte Bad, in das er als letzter nach sechs schmutzigen Sträflingen hatte steigen müssen. Er, der Leuchtende, der Raffinierteste. Wie barbarisch war man mit ihm umgegangen, um ihn langsam zu brechen und aus dem Strahlenden einen Krüppel zu machen. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit Entsetzen, aber auch mit neuer Kraft: er mußte sich wehren.

Wie er reinlich angekleidet war, suchte er aus der Handtasche seine Schreibmappe und Füllfederhalter. Beim Zuschlagen des Bügels fielen seine Augen auf die farbigen Zettel, die auf den gelben Ledertaschen aufgeklebt waren: Grand Hotel-Wien und Bristol-Berlin, daneben ein kleines rotes Dreieck — Danielie Venize, und dann noch ein weißer breiter Streifen, Angletterre — Kopenhagen — und jetzt — Zelle Nr. 217! — Er wollte sich über das Gegenwärtige hinwegsetzen. Doch bei jeder Bewegung stieß er an etwas Neues, das ihn schmerzte und ihn zurückdrängte in die schwachvolle Enge.

Er nahm seine Schreibmappe, setzte sich an den hölzernen Tisch und schrieb die Beschwerde gegen seine Verhaftung. Er mußte alles Persönliche weglassen, sich über seine eigene Erbitterung erheben und wie ein fernstehender Anwalt die Beschwerde sachlich begründen, und das fiel ihm schwer, denn jeden Satz in dem Haftbefehl empfand er wie eine Beleidigung. Er atmete auf, als er das Schriftstück fertig gestellt hatte. Er las es durch und fand es klar und begründet. Dann schrieb er weiter: Instruktionen an seinen Bureauchef, eine Vollmacht für den vertretenden Assessor, eine Liste derjenigen Akten, die man ihm schicken sollte, eine Auswahl von Büchern und noch einiges, dessen er bedurfte.

Und zwischen all diese wohlwogenen Worte und sachlichen Einzelheiten drängten sich weinend und jammernnd zwei Namen — Ursula und die Mutter, die ihn voller Angst und Sorge immer wieder zu sich ziehen wollten, die er aber mit zitternder Hand noch zurückdrängen mußte.

Da wurde die Türe aufgerissen, und ein Wärter trat ein. Hinter ihm ein älterer Mann, der ein schwarzes Ledertaschen in der Hand trug.

Dr. Werner sah auf.

Es war der Wärter, der mit dem Barbier die Kunde machte in den Zellen der Untersuchungsgefangenen, die die Bergünstigung hatten, sich rasieren zu lassen. Den Wärter kannte er nicht.

Da er sitzen blieb, sagte dieser barsch in der Türe stehend:

„Nun, ich denke, Sie wollten den Barbier? Wenn's Ihnen nicht paßt, dann lassen Sie's bleiben. Viel Zeit habe ich nicht“ — und schickte sich an, wieder aus der Zelle zu gehen.

Dr. Werner stand ruhig auf, aber innerlich bebte er, und setzte sich auf den Schemel. Der Barbier machte seine Tasche auf und entnahm ein verbeultes Seifenbecken, an dem schmiereriger Seifenschaum noch klebte.

„Nehmen Sie meine Sachen! dort“ — Dr. Werner wies auf sein Rasierbesteck. — „Es ist alles darin, nur die Messer fehlen.“

Ohne eine Antwort zu geben, bückte sich der Mann und nahm das Necessaire. Wie er das gutgearbeitete, rote Zuchten-

ehu aufknipfte, lugte er verstohlen nach Dr. Werner hin, der sich ein sauberes Taschentuch in den Hemdausschnitt steckte. Während der Mann einseifte und rasierte, blieb die Türe nach dem Gang offen; der Wärter ging auf dem Korridor auf und ab und klopfte taktmäßig mit dem Schlüssel auf das eiserne Gitter. Dann kam er in die Kelle zurück und stellte sich breitbeinig, die Hände auf dem Rücken, vor die beiden Ledertaschen, die er eingehend musterte. Der Barbier war fertig.

„Danke“ — sagte Dr. Werner, und griff in die Hosentasche, um den Mann zu bezahlen. Er drehte die Lippen aufeinander. Er hatte sich wieder gestochen, das Geld hatte man ihm ja abgenommen. . . Der Barbier packte seine Ledertasche zusammen, und Dr. Werner wusch sich mit dem Schwamm das Gesicht ab.

Der Wärter drehte sich um, musterte die Kelle und sagte dann grob:

„Das Bett soll um sieben Uhr fünfzehn zurecht gemacht sein. Ich werde das dem Oberaufseher melden.“ Und dann ging er sichtlich erfreut, jemandem wohl gefan zu haben.

Dr. Werner hatte nicht geantwortet. Er trocknete sich das Gesicht ab. — Ich bin ein Esel, dachte er, daß ich mich über so etwas kränke. Uebrigens wird der Mann recht haben! Und er machte sich daran, das Bett selbst in Ordnung zu bringen; er strich das zerfütterte grobe Bettlaken zurecht und klopfte das harte, mit Segaras gefüllte Kopfkissen, dann rollte er die dünne ausgewaschene Wolldecke zusammen und legte sie zu Füßen des Bettes. Er aoh die Gummivanne aus in die Abortröhre, die in der Ecke stand, legte seine Sachen zusammen und die nassen Handtücher zum Trocknen über die Lehne des Holzstuhles. (Fortf. folgt.)

### Der Krieg.

Von Guy de Maupassant.

Wenn ich nur an das Wort Krieg denke, bäumt sich mein Innerstes auf. Es ist als wenn man mir von einer Sache spräche, die unendlich abscheulich, ungeheuerlich gegen die Natur ist! Spricht man von Menschenfressern, dann lächeln wir mit einem Hochmut, in welchem sich unsere Ueberlegenheit über diese Wilden kundtut. Wo er sind nun die „Wilden“, die wirklichen Wilden?? Diejenigen, welche sich schlagen, um die Besiegten zu fressen, oder die sich schlagen, um zu töten, nur um zu töten??

Die armen Soldaten, die dort laufen, sind zum Tode bestimmt, wie eine Schafherde, die der Metzger auf die Strahe treibt. Es wird ihnen auf freiem Feld der Kopf mit einem Säbelhieb gespalten, oder die Brust von einer Kugel durchschert. Und das sind junge Männer, die arbeiten, erwerben und nützlich sein wollten. Ihre Väter sind alt und arm; ihre Mütter, die sie während zwanzig Jahren geliebt haben, angebetet wie Götter anbeten, werden vielleicht in einigen Monaten erfahren, daß ihr Sohn, ihr Kind, das große Kind, mit so viel Mühe, mit so viel Geld, mit so viel Liebe erzogen, wie ein krepierender Hund in ein Loeh geworfen, nachdem er von einer Kugel zerrissen, zerfchmeibert und von Pferdehufen zu Drei getreten wurde. Warum hat man ihren Jungen getötet, ihren schönen Knaben, ihre einzige Hoffnung, ihren Stolz, ihr Leben?? Ja, warum?

Der Krieg!! . . . sich schlagen! . . . erwürgeln! . . . Menschen niedermegeln! . . .

Und wir haben heut in unserer Zeit mit all unserer Zivilisation, bei der Verbreitung der Wissenschaft, der philosophischen Höhe, wo man glaubt auf der höchsten Stufe menschlicher Vollkommenheit zu sein, Schulen, wo man das Töten lernt, aus sicherer Entfernung, aber viele Menschen auf einmal, unschuldige arme Teufel mit Familie. . . . Und das Erstaunlichste dabei ist, daß das Volk sich nicht gegen diese Regierungsform erhebt, noch erstaunlicher, daß die menschliche Gesellschaft sich nicht gegen dieses eine Wort Krieg auflehnt.

Ich wir leben noch immer unter dem Druck alter und widerwärtiger Gebräuche, verbrecherischer Vorurteile, von wilden Vorstellungen unserer barbarischen Urväter. Wir sind noch Tiere und werden es bleiben solange der Instinkt herrscht und nichts geändert wird.

Wir haben ihn gesehen, den Krieg!

Wir haben gesehen, wie die Menschen wieder zum Vieh wurden, aus Vergnügen töteten, zur Proflerei, weil das Recht nicht mehr besteht, das Gesetz tot ist, der Begriff von Gerechtigkeit verschwindet, haben wir sehen müssen, wie Unschuldige erschossen wurden bloß weil sie Angst hatten und sich dadurch verdächtig machten. Wir haben gesehen, wie ungelästete Hunde getötet wurden um neue Revolver zu probieren, wir haben auch gesehen, wie Kühe auf dem Felde zum Vergnügen niedergeschossen wurden, ohne Ursache, nur um zu lachen.

Herr von Moltke hat eines Tages den Friedensdelegierten mit diesen seltsamen Worten geantwortet: „Der Krieg ist heilig, eine göttliche Einrichtung. Er ist eines der geheiligsten Gesetze der Welt,

er erweckt in den Menschen die größten und edelsten Empfindungen, die Ehre, die Uneigennützigkeit, die Tugend, den Mut, mit einem Wort verhindert er, daß Menschen in den scheußlichsten Materialismus verfallen.“

Nun also: Eine Herde von vierhunderttausend Menschen zusammenziehen, Tag und Nacht ohne Ruhe marschieren, an nichts denken, nichts lernen, nichts lesen, niemand nützlich sein im Schmutz verfaulen, im Kot liegen, wie das Vieh in einer anhaltenden Stumpf sinnigkeit dahinleben, Städte plündern, Dörfer verbrennen, Völker ruinieren. Und dann in die andere Anhäufung menschlichen Fleisches blind dreinschlagen, Meere von Blut entstehen lassen, Felder gehackten Fleisches, gemischt mit lotiger, blutgeröteter Erde einen Haufen Kadaver, abgerissener Arme und Beine, zerquetschter Gehirne, und dann an einer Ecke verrecken, währenddessen Kerben zu Haus die alten Eltern, Frau und Kinder vor Hunger, das also heißt . . . nicht in den gräßlichsten Materialismus verfallen!!

Die Kriegsmänner sind die Seigel und Plage der Welt. Wir kämpfen gegen die Natur, die Unwissenheit, gegen alle möglichen Hindernisse, um die Menschheit in ein weniger elendes Leben zurückzuführen.

Menschen, Wohlthäter, Gelehrte widmen ihr Dasein der Arbeit, suchen ihren Mitmenschen zu helfen, sie zu unterstützen. Sie sind begierig an der Arbeit, Entdeckungen dienlich zu machen, den menschlichen Geist zu vergrößern, das Wissen auszubreiten, jeden Tag der Intelligenz neue Summen Wissen gebend. Jeden Tag geben sie ihrem Vaterlande Vorteile, Wohlhabenheit und Kraft.

Sollte der Krieg kommen, so vernichtet er in einigen Monaten, was zwanzig Jahre Anstrengung, Geduld und Genie geschaffen haben.

Und das heißt: „Nicht in den gräßlichsten Materialismus verfallen“!!! (Uebersetzt von L. Vint-Lanquetin.)

### Wider den Krieg.

Der Menschenblut vergießt, des Blut soll (auch) durch Menschen vergossen werden; denn nach seinem Wilde hat Gott den Menschen gemacht. (Roses 9. 6.)

„Warum tödest du mich?“ „Nun was? Wohnst du nicht jenseits des Wassers? Mein Freund, wenn du diesseits wohnst, so wäre ich ein Mörder, es würde unrecht sein, dich zu töten; aber da du jenseits wohnst, so bin ich ein Tapferer, und es ist gerecht.“ (Pascal, Gedanken.)

Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hülfeleistung verwandeln, und anstatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde sein. (Goethe, Brief an Carlthe.)

Nun spricht die moralisch-praktische Vernunft in uns ihr unwiderstehliches Beto aus: es soll kein Krieg sein; weder der, welcher zwischen mir und dir im Naturzustande, noch zwischen uns als Staaten, die, ob zwar innerlich im gesellschaftlichen, doch äußerlich (im Verhältnis gegen einander) im gesellschaftlichen Zustande sind; denn das ist nicht die Art, wie jedermann sein Recht suchen soll. Also ist nicht mehr die Frage, ob der ewige Friede ein Ding oder Unding sei, und ob wir uns nicht in unserem theoretischen Urteile betriegen, wenn wir das erstere annehmen, sondern wir müssen so handeln, als ob das Ding sei, was vielleicht nicht ist, auf Begründung desselben und diejenige Konstitution, die uns dazu die tauglichste scheint, vielleicht den Republikanismus aller Staaten samt und sonders), hinwirken, um ihn herbeizuführen und dem heillosen Kriegsführen, worauf, als den Hauptzweck, bisher alle Staaten ohne Ausnahme ihre inneren Anstalten gerichtet haben, ein Ende zu machen. Und wenn das letztere, was die Vollendung dieser Absicht betrifft, auch immer ein frommer Wunsch bliebe, so betrügen wir uns doch gewiß nicht mit der Annahme der Maxime, dahin unablässig zu wirken; denn diese ist Pflicht; das moralische Gesetz aber in uns selbst für betrügerisch anzunehmen, würde den Absichten erregenden Wunsch hervorbringen, lieber aller Vernunft zu entbehren und sich, seinen Grundsatzen nach, mit den übrigen Tierklassen in einem gleichen Mechanismus der Natur geworfen anzusehen. (Immanuel Kant, Metaphysik der Sitten.)

Das Sonderbarste bei diesen Unternehmungen ist, daß jeder Kriegsherr seine Fahnen segnen läßt und Gott feierlich anruft, bevor er auszieht. Hat er nun das Glück, in einem Gefecht zu siegen, wobei zwei- bis dreitausend Menschen fallen, so ist das nicht des Dankes wert; hat er aber eine Schlacht gewonnen, wobei etwa zehntausend Menschen durch Feuer und Schwert umgekommen sind, oder ist es ihm gar gelungen, eine besetzte Stadt in Grund und Boden zu zerstören, dann wird ein Choral gesungen. . . .

Ueberall befoldet man eine Anzahl Festredner, um diese Schlacht-tage zu feiern. Sie halten schwülstige Reden, und wenn sie von einem Kampfe in der Wetterau sprechen, zitieren sie womöglich das, was sich vor Zeiten in Palästina begeben hat. . . .

Unter hunderttausend oder sechshunderttausend Reden dieser Art gibt es drei oder höchstens vier von einem Franzosen, namens Massion, die geschmackvoll abgefaßt sind, aber darunter ist keine einzige, in der es der Redner gewagt hätte, gegen den Krieg zu sprechen, diese Landplage und dieses Verbrechen, worin alle Landplagen und alle Verbrechen enthalten sind. Jene armenlichen Schwäger predigen ohne Unterlaß gegen die Liebe, die der einzige Trost des Menschengechlechts und das einzige Mittel zu seiner Erhaltung ist, und sprechen gar nicht von den schrecklichen Vorlesungen, die zu seiner Vernichtung getroffen werden.

Du hast eine recht mittelmäßige Rede über die Unkeuschheit gehalten, o Bourdaloue! Aber keine über diese mannigfachen Greuelthaten, diese Eroberungen, diese Raubzüge, diese allgemeine Rauberei, wo die Welt verwüstet. Alle vereinigten Laster aller Zeiten und aller Länder werden niemals dem Unheil gleichkommen, das ein einziger Krieg verursacht.

Ihr jämmerlichen Seelenärzte schreit fünf Viertelstunden lang über ein paar Adellische und redet kein Wort von einem Uebel, das uns in tausend Stücke zerreißt! Verbrennt eure Bücher, ihr Moralphilosophen! Solange aus nichtigen Gründen Tausende unserer Mitmenschen geopfert werden können, sind alle Heidentaten etwas Entsetzliches. Wo bleiben und was nügen mir Boshätigkeit, Verschwendung, Müßiggang, Sanftmut, Weisheit und Frömmigkeit, wenn ein halbes Pfund Blei, aus sechshundert Schritt Entfernung abgeschossen, meinen Körper zertrübt, und ich im Alter von zwanzig Jahren unter unsäglichen Qualen sterben muß, inmitten von fünf- bis sechshundert anderer Sterbenden, während meine Augen sich zum letzten Male öffnen, um meine Vaterstadt von Feuer und Schwert zerstört zu sehen, und meine Ohren als letzten Ton das Geheul der Weiber und Kinder vernehmen, die unter den Trümmern umkommen — und das alles wegen der angeblichen Rechte eines Menschen, den wir gar nicht kennen?

Voltaire. Dictionnaire philosophique.

Schon Moses hat in seinen Geboten, die der Menschheit vor 3000 Jahren gegeben wurden, das Gebot aufgestellt: Du sollst nicht töten. Dasselbe predigten alle Propheten, dasselbe verkündigten auch die Weisen und Lehrer der ganzen Welt, dasselbe predigte auch Christus, indem er den Menschen nicht nur den Mord verbot, sondern auch alles, was zu ihm führen kann: Zorn und Wut gegen den Nächsten; und dasselbe ist auch jedem Menschen so deutlich ins Herz geschrieben, daß kein Verbrechen dem ganzen Wesen eines nicht verworfenen Menschen verabscheuungswürdiger erscheint, als der Mord eines Wesens seinesgleichen — eines Menschen.

Und nun, obgleich dieses Gesetz Gottes so klar offenbart ist durch Moses, die Propheten und Christus, und so unauflöslich in unser Herz eingeschrieben steht, daß an seiner Verbindlichkeit für uns kein Zweifel sein kann, wird doch dieses Gesetz nicht nur in unserer Welt nicht anerkannt, sondern es wird sogar auch in diesem vollkommen widersprechendes Gesetz anerkannt, ein Gesetz, das jeden Menschen unserer Zeit verpflichtet, in dem Kriegsdienst zu treten, d. h. in die Reihen der Mörder einzutreten, sich durch Eidschwüre zum Mord zu verpflichten, die Kunst zu morden zu lernen und auch wirklich seinesgleichen zu töten, wenn das von ihm verlangt wird. In den heidnischen Zeiten wurde den Christen befohlen, mit Worten Gott und Christus zu entzagen und zum Zeichen dieser Absage den heidnischen Göttern Opfer zu bringen. Jetzt, in unserer Zeit, wird den Christen auch befohlen, sich von Gott und Christus loszusagen, aber nicht mehr dadurch, daß sie den heidnischen Göttern opfern (denn man könnte ihnen opfern und dennoch im Herzen Christ bleiben), sondern durch die Verübung eines Christus und Gott im höchsten Grade widersprechenden und von Gott und Christus verbotenen Verbrechens: sich durch Eid zum Mord bereit zu erklären, sich zum Mord vorzubereiten und sehr oft auch wirklich zu morden.

Dieser ununterbrochene Strom unglücklicher, betrogenen russischer Vauern, die man nach dem fernen Osten bringt, diese „nur“ fünfzigtausend lebenden Russen, die Nikolai Romanow und Alexei Kuropatkin, zu töten beschloßen haben und töten werden, um die Dummheiten, Räubereien und allerlei Schandthaten zu schülgen, die in China und Korea unsittliche, ehrgeizige Menschen angerichtet haben! Menschen, die jetzt ruhig in ihren Palästen sitzen und neuen Ruhm, neue Vorteile und neuen Profit und von der Tötung dieser fünfzigtausend ganz unschuldigen, durch ihre Leiden und ihren Tod nicht das geringste gewinnenden, betrogenen russischen Arbeiter erwarten . . .

Gelehrte Juristen, die Herren Murawiew und Martens, suchen scharfsinnig zu beweisen, daß zwischen dem Ruf zum Weltfrieden und dem Beginn eines Krieges, der fremde Länder erobern soll, ein Widerspruch nicht zu finden ist. Und die Diplomaten drucken und versenden in der Kultursprache Frankreichs Rundschreiben, in denen haarbar nachgewiesen wird, daß die russische Regierung, nachdem sie alle Versuche gemacht hat, die friedlichen Beziehungen aufrechtzuerhalten (weil Wirklichkeit waren es Versuche, die anderen Staaten zu betrügen), sich genötigt sieht, das einzige Mittel zu einer vernünftigen Lösung des Problems zu rufen: den Menschenmord. Dasselbe schreiben, drucken, versenden die japanischen Diplomaten. Gelehrte, Historiker, Philosophen vergleichen die Gegenwart mit der Vergangenheit, ziehen aus der Parallele die trefflichsten Schlüsse und sprechen lang und breit von den Gesetzen

der Völkereentwicklung, von dem Verhältnis der gelben zur weißen Rasse, des Buddhismus zum Christentum und rechtfertigen mit solchen Schlüssen und Betrachtungen, den Vorschlag, den die Christen an den Menschen gelber Rasse verüben.

Loisoi, Manifest gegen den russisch-japanischen Krieg, Sommer 1904.

Das Verbrechen ist niemals schön, die Menschenkläterei bietet einen nicht weniger finsternen Anblick wie das Verbrechen. Die Anhänger des Krieges finden ihn malerisch und bewundern das harmonische Fortschreiten einer Armee unter dem Strahlen der Sonne; sie sind auch gebendend von der erhabenen Anordnung des bunten Gemisches. Im ganzen entdecken sie leicht die glänzende Wirkung des Lichtes, die Ströme purpurnen Blutes, die dramatisch wirkende Masse der menschlichen Körper, das Ganze von einer schwülstigen Poësie überzogen, die die Gestaltungskraft des Künstlers empfindet und ihn zu spitzigen Bildern begeistert. Wir wollen das zugeben, aber unter der verführerischen äußeren Erscheinung muß man auch die traurige Wahrheit sehen. Nur an der Oberfläche ist der Krieg schön, lästet man aber den glänzenden Schleier, der ihn bedeckt, so verflüchtigt sich alle Poësie. Man sieht dann an Stelle der glänzenden Armee eine bestialische Horde und die Tapferkeit des Soldaten ist wilde Trunkenheit; unter den tapfer geführten Streichen sieht man die Trauer einer Mutter oder eines Kindes, unter der Uniform die blutende Wunde, unter dem glänzenden Stahl ralesdes Leid, und statt des Ruhmes steht man das Krankenhaus. Eigensinnliche Schönheit! Bei allen Dingen muß man doch das Ende betrachten, und das Ende des Krieges ist durchaus nicht eine glänzende Heerschau, sondern eine Schlacht, und die Schrecken des Mordes bilden den Schluß. „Soldaten!“ verflüchtete Napoleon nach Friedland, „in zehn Kriegstagen haben wir 120 Kanonen genommen und 60000 Russen getötet, vermundet oder zu Gefangenen gemacht. . . . Mit Vorbeeren bedeckt, kehrt ihr nach Frankreich zurück! . . . Das heißt soviel, als: Wir sind zehn Tage daherschliff gewesene, wir haben 120 Mordinstrumente gestohlen, die Arme und Beine vieler armen Franzosen zertrümmert haben; wir haben Trauer, id:perlichen Schmerz und moralische Qualen über 60000 Männer ausgegossen, die keiner von uns gehaßt hat, weil wir sie nie geliebt haben, und wir haben auf diese Weise heldenmütig 80000 Familien ins Unglück gestürzt. Darum, ihr Soldaten, werdet ihr, mit Vorbeeren bedeckt, in Frankreich einziehen, oder, um mich richtig auszudrücken, ihr werdet meinem Triumphzuge als Gefolge dienen am Tage der Heimkehr, an dem ich eure blutige Vorbeeren mir als Krone aufsetze, denn ich bin Napoleon!“ Dieses ist die Wahrheit; die ist abscheulich.

Michel Revon. Die Philosophie des Krieges.

## An der serbischen Donau.

Dort wo jetzt des Krieges Stürme entfesselt sind, singt schon im Friedenszustand seine wilde Romant! Ihr schönrig melancholisches Lied. Uralter, blutgetränkter Boden ist es, durch den die Donau ihre Wasser hinrollt. Zum Schwarzen Meere, feister Grund, auf dem die Zeugen der Vorkriegsgeschichte sich emporeden, beginnend mit der Römer Zeiten. In die herrliche, zerstückte Schönheit der Merslandschaften mischen sich so grandiose historische Reminiscenzen, und die packendsten unter ihnen sind die allenthalben sichtbaren Spuren des erbitterten, Jahrhunderte währenden Ringens zwischen Kreuz und Halbmond. Einer der besten Kenner des Balkans, der österreichische General Anton Luma, hat darum wohl recht, wenn er schreibt: „Die serbische Strecke des Donaufstromes steht in ganz Europa einzig da.“

In mächtiger Breite strömt die Donau dahin, wie geschaffen zu einem Schiffahrts- und Handelswege. Und doch hat es bis in die jüngste Zeit gedauert, ehe sie auch hier zum Strome des Verkehrs wurde, ehe Reisende und Frachthüter hinauf und hinab ihre Fluten beböhlerten. Wenn man heute die Donau gerade an dieser Strecke befährt, will es einem sonderlich erscheinen, daß hier noch vor knapp 20 Jahren Orde und einsame Stille herrschte. Ihre Fluten hatten damals kaum mehr als schwimmende Mühlen zu treiben. Und woher kam das? Die Donau strömt ja dem Schwarzen Meere zu, geht also durch Länder, auf denen der Fluß des türkischen Regimes gelastet hat. Durch Sprengungen hat man die felsigen Schiffahrts- hindernisse heute zum größten Teil beseitigt und von den Gefahren, die den Schiffer einstens hier auf seinem Wege bedrohten, erzählt nur noch wenige Stellen. Eine Fahrt die Donau abwärts von Belgrad mag uns durch die Stätten leiten, in denen jetzt der Krieg drohend einzieht. Fast 1600 Meter breit ist die Donau bei Belgrad an der Mündung der Save. Stampfend bahnt sich das Dampfboot seinen Weg und die Klärme der serbischen Hauptstadt schwinden hinter uns in der Ferne. An Vord das Völkergemisch des Orients. Dazwischen vereinigt europäische Reisende, die sich aus Angst vor den bekannnten Keinen Tierchen von den Einheimischen in wohlbedarntem Abstände halten. Nach etwa zweistündiger Fahrt tauchen zu Füßen von Nebenflüssen die malerischen Klärme von Smederevo (Semendria) auf, einst unter dem Despoten Brankowitsch von 1430 bis 1459 die Hauptstadt Serbiens. Türken und Christen haben sich in wechselndem Kriegsglück an seinen Mauern die Köpfe eingerannt. Als die Serben 1813

das türkische Joch abzuschütteln suchten, säumten sie Smederevo unter furchtbaren Verlusten. Doch bald schon zogen die Truppen des Papstschahs wieder siegreich ein, und bis 1867 hat hier der Halbmond gekollert. Ruinen zeugen von der einstigen Zeit.

Dann bringt rechts die Morava aus den serbischen Bergen ihre Wasser herbei. Dubravica, der Landungsplatz von Boscharebay taucht auf, das durch den im Jahre 1718 abgeschlossenen Frieden zwischen Kaiser Karl VI. und der Pforte weltberühmt geworden ist. In deutschen Geschichtswerken allerdings wird dieser Friede hartnäckig der „Passarowitzer“ genannt. Auf felsiger Landzunge taucht die Ruine des serbischen Schlosses Ram auf. Hier war es, wo sich im Jahre 1768 der österreichische Befehlshaber Baron Lopresti, von den Türken belagert, mit den Seinen unter den brennenden Trümmern der Weste begrub. Die große Insel Moldova erscheint, an deren Ende mitten in der Donau der berühmte Babolaj, ein aufrecht stehender, steiler Felsen, emporragt. Eine schaurige Sage erzählt, wie er zu seinem Namen gekommen ist. Ein Magyar entführte die Frau eines Türken. Dieser setzte ihn nach und holte die Fällstigen am Donauufer ein. Der beleidigte Gatte schlug dem Entführer das Haupt ab, band es der ungetreuen Gattin um den Hals und setzte sie selbst auf jenem Felsen aus. „Babo kaj se!“ (Weiß beneue!) rief er aus, als er mit dem Voote abstieg, und seither heißt der Felsen Babolaj. Es ist unmöglich, alle die Ruinen aufzuzählen, die wie ein Spalier die Ufer einsäumen. Die Krone unter ihnen ist Colubac. Prächtig erhalten reden sich die acht Ecken, durch Mauern miteinander verbundenen Türme stufenweise übereinander empor; der oberste — der Gulturm — als Krone. Ein altes Bollwerk, zur Zeit des großen Serbenreiches eine wichtige, die Donau sperrende Weste! Später setzten sich die Türken hier fest, behaupteten sich hartnäckig gegen alle Angriffe und unternahmen von hier aus ihre Streifzüge. Als Nag Emanuel von Bayern Serbien eroberte, fiel auch Colubac, und seither blieb die Weste verödet, nur von Zeit zu Zeit von Banditen als Unterschlupf dienend. Unterhalb Colubac beginnen die Katarakte und anderen Schifffahrts Hindernisse, die noch heute bei niedrigem Wasserstand die freie Schifffahrt erschweren; weshalb der Steuermann sein Fahrzeug vorsichtig durch die Wellen leitet. Da sind die Stenka-Strömungskellen, die Felsbänke von Stogla, dann die „Wäffelgruppe“. So genannt, weil die bei niedrigem Wasserstande über die Wasseroberfläche ragenden Steine den Köpfen einer über den Fluß schwimmenden Wäffelherde gleichen. Immer steiler und romantischer türmen sich die beiden Ufer. Bald schneift der Wild über die herrlichen Höhen, bald über die gefährlich-schönen Stromschnellen. Jetzt taucht das kleine „Eiserne Tor“ auf, bräunende Riffe, über die das Schiff selbst bei höherem Wasserstande nur mit äußerster Vorsicht gebracht werden kann. Unheimlich schnell schießen die Wasser über die Felsen hinweg. Schwankend gleitet das Schiff über die Wirbel. Die Brandungen brüllen dem Reisenden in die Ohren. Rechts und links reden sich jäh 4 bis 800 Meter hohe Felswände auf, mit prächtigem Waldkleid, nur hier und da durch nackte Flecke unterbrochen. Ein unvergleichliches Schauspiel. Wir sind an der berühmtesten Großen Enge, durch die der Strom mit fürchterlicher Schnelle hindurchschießt. Seine Breite beträgt hier nicht viel mehr als 800 Meter, und das Toben der Wirbel und Schnellen wirkt fast beängstigend. Und dann breitet sich die Donau plötzlich zu einem ungeheuer anmutendem See um mehr als das Siebenfache ihrer vorherigen Fläche. Darin, am serbischen Ufer entlang, die Insel Porek. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die stärkste serbische Donaufestung, ist sie heute fast ohne Bedeutung.

Die „untere Enge“, der „Donja Klisura“, wie sie auf serbisch heißt, der großartigste Teil des ganzen Donaulaufs, kündigt sich. In der Ferne ragen hohe düstere Felsenmauern: die Pforte zum Kagan-Paß, deutsch Kesselpaß. Man scheint am Ende der Welt. Hört die Donau auf? Nirgend ist ein Abfluß zu sehen, so dicht rücken die Felsen zusammen. Ein wahrer Höllentsehl! Auf 165 Meter verengt sich der Strom bei 60 Meter Tiefe, und die zusammengepreßten Fluten stürzen tosend mit rasender Schnelligkeit über die Riffe, durch die Felswände, die Lergengrabe aus dem Wasser aufsteigen. Man wähnt sich in einem norwegischen Fjord. Auf der österreichischen Seite zwingt den Reisenden die gigantische Szechenyi-straße in den Baum, die in den Jahren 1837 bis 1840 auf Betreiben des Grafen Szechenyi erbaut wurde. Ueber Viadukte, durch vielbogige Felsgalerien, unter senkrecht überhängenden Felsriffen im mannigfaltigsten Wechsel weggehend, zelt sie bei jeder Krümmung des Flusses neue großartige malerische Bilder. Am serbischen Ufer aber zieht sich die alte Römerstraße, die vor dem gigantischen Geschiele der Lateiner Ehrfurcht abringt. Denn ohne die Errungenschaften der modernen Technik, ohne Pulver und Maschinenschufen sie eine verblüffend vollendete Kunststraße, legen über den brausenden Strom eine stundenlang sich hinziehende hölzerne Veranda, deren Stützen sie in den Fels trieben. In dem Gestein gähnen tunnelartige Höhlen, deren berühmteste die Veteranihöhle ist, jene Höhle, in der sich der General Veterani im Jahre 1892 mit einem halben Tausend von Mannen verteidigte, bis er nach 40-tägiger Belagerung ausgehungert, sich einen ehrenvollen Abzug erzwang.

Mächtig weitet sich die Donau zu einem prächtigen Alpensee, engt sich dann wieder, und gerade am Ausgang des Donja Klisura hinter einer Krümmung erscheint plötzlich rechts im Felsen die berühmte Krajankastel, die römische Legionäre ihrem Kaiser gesetzt. Der Zahn der Zeit hat sie hart mitgenommen. Drisova naht, ein Handels-

mittelpunkt und Hauptort der Donaubampfschifffahrt, und bald nachdem wir es verlassen, taucht am Ende einer Allee die ungarische Kronkapelle auf, wo Kossuth 1849 die Stephanskronen vergrub, bevor er auf türkisches Gebiet floh. An der erst kürzlich von der Donaumonarchie annektierten belauten Insel „Ada Kaleh“, der Festungsinsel, vorbei, die seit 1878 sozusagen herrenloses Gut war, geht es nun hinein in das eigentliche „Eiserne Tor“, seit alters hochberühmt, und damit wird die Donaumonarchie durch Rumänien als Grenz-nachbar Serbiens abgelöst.

## Kleines Feuilleton.

Aus der Naturgeschichte der Trophäen. Unsere Rivale lieben es, ihre Wohnräume mit Hirsch- und Rehgeweihen womöglich samt den dazugehörigen Köpfen auszumädeln. Fragt man solch einen sammelstrebigen Hubertusjünger nach dem Zweck seiner Schaustellung, so wird er sie natürlich für liebe Andenken an seine Erlebnisse ausgeben. In der Tat scheint nichts natürlicher zu sein, als daß man sich solche Andenken sammelt, um die Erinnerung an manch aufregende Stunde seines Bürgerlebens nachzuhalten. Wer aber den Dingen etwas mehr auf den Grund geht, wird sich sagen müssen, daß es dem Sammler wohl mehr darum zu tun ist, sie gelegentlich als Beweise seiner Geschicklichkeit und Unererschrockenheit vorzeigen zu können und sich so das Ansehen eines mutigen Mannes zu geben, mit dem nicht zu spaßen ist.

Zu diesem Resultat kommt auch Herbert Spencer, als er sich mit der Frage beschäftigte, wie wohl die Sitte, Trophäen aus tierischen Körperteilen aufzuhängen, entstanden ist. Er meint, daß diese Liebhaberei ein Ueberbleibsel aus den Zeiten der Barbarei ist und belegt diese Behauptung mit einer Menge so interessanter ethnologischer und geschichtlicher Tatsachen, daß sie wohl für alle „Jäger und Nichtjäger“ eine Minute der Aufmerksamkeit verdienen.

Bei den Naturvölkern haben alle aus dem Kampf mit der feindlichen Tierwelt stammenden Trophäen eine hervorragende Bedeutung als Mittel, dem Besitzer Ansehen und Einfluß unter seinen Stammesgenossen zu verschaffen. So verleiht bei den Eschoshonen in Nordamerika die Erlegung des Grizzlidären Anspruch auf hohe Ehre. Der glückliche Jäger darf die Führe und Klauen des erlegten Tieres als Trophäen an seinem Körper tragen. Vom „Könige“ der Kooskas lesen wir, daß seine Behausung sich von der seiner Untertanen nur durch einen von der Spitze des Daches herabhängenden Schwanz eines Löwen oder Panthers unterscheidet. Dieses Symbol der Königwürde war offenbar ursprünglich eine Trophäe, mit der sich einmal der Häuptling schmückte, der durch seine „Tapferkeit“ die Oberherrschafft gewonnen hatte.

Noch viel höheren Wert aber haben bei den Naturvölkern Trophäen, welche als Beweise für den Sieg über menschliche Feinde gelten. Der Besitz solcher Trophäen erhöht dadurch seinen Rang und seinen Einfluß unter den Stammesgenossen und das Tragen, Aufhängen und Aufstellen solcher Siegeszeichen wird dann zur Sitte.

Vor allem aber sind es die Köpfe der erschlagenen Feinde, die als Trophäen aus der Schlacht mitgenommen werden. Auch das „heilige Buch“ der Europäer beugt sich dieser Sitte. In der Bibel (Richter 7, 25) wird erzählt, wie die Schädel der erdürgten Midianiterfüren Oreb und Seb über den Jordan zu Gideon gebracht wurden, und auch die Enthauptung des Holiath durch David gehört in die gleiche Kategorie. Ueberhaupt ist bei den Völkern auf niedriger Kulturstufe das Abschlagen der Köpfe gefallener oder gefangener Feinde etwas gewöhnliches. So war das Schlaggemach des ehemaligen Königs Dahony mit den Schädeln von Fürsten und Häuptlingen der umliegenden Länder gepflastert. Timur Lenk-Tamerlan trieb im Jahre 1401 von Bagdad 90 000 Köpfe als Steuer ein und bei den Persern und Türken herrschte der Brauch, die Köpfe erschlagener Feinde mitzunehmen, noch bis in die neueste Zeit.

Da der Kopf des erschlagenen Feindes für den Transport natürlich unbequem wurde, nahmen nun verschiedene Völker nur die Kinnkaben als Trophäen mit nach Hause. So die Tahiter zur Zeit der Entdeckung der Insel und viele andere Naturvölker. Wo jedoch zu viele Feinde erschlagen wurden, boten wieder die Ohren ein noch bequemeres Mittel zur Zählung und zum Transport. So füllte Dschingis Khan seiner Zeit in Polen neun Säcke mit den rechten Ohren der Erschlagenen. Auch Nasen wurden als leicht zu zählende Trophäen beliebt. Und das reichte tief ins christliche Mittelalter. Noch Konstantin V. (geboren 719) hatte eine Schüssel voll Nasen als erfreuliche Gabe entgegengenommen. In Montenegro und bei den Albanesen war sogar bis in die neueste Zeit das Abschneiden der Nasen der gefallenen Türken üblich. Nach der Zahl der dem Anführer übergebenen Nasen wurden dann die Untergebenen bezahlt. Es geht also eine ununterbrochene Kette von den Urzeiten bis zur Gegenwart. Von der Barbarei zu einer Zivilisation, die gedankenlos noch immer manches als Sitte wiederholt, wofür sie sich schäme, ist bedanken würde, wäre ihr der tiefere Sinn ihres Tuns stets gewärtig.